

Thomas Mößle

Gewaltprävention im Bereich „Gewalt und Medien“

Entwicklung der Gewaltprävention von 1990 bis 2015

Zur Verortung im Thema sollen zunächst zwei Abbildungen vorangestellt werden, welche beide die rasante Weiterentwicklung der Medienlandschaft und somit auch des Handlungskontextes von 1990 bis 2015 verdeutlichen.

In Abbildung 1 sind die Meilensteine technischer Neuerungen von 1990 bis 2015 abgetragen. Ausgewählte relevante Meilensteine im Bereich der Computerspiele sind das Erscheinen von *DOOM* (1993), *Counter Strike* (2000) und *Grand Theft Auto* (*GTA*, 1997) sowie *GTA V* (2013). Im Bereich der Spielkonsolen sind die Jahre 2005 (*Playstation*), 2005/2006 (internetfähige und bewegungssensitive Konsolen) von Bedeutung; aus dem Bereich der Kommunikation die Einführung der SMS (1992), der MMS (2002), *facebook* (2004) und *WhatsApp* (2009); im Bereich der mobilen internetfähigen Endgeräte die Einführung des *i-Phone* (2007), des Tablets-PCs (2010), des Smart-TVs (2010) sowie der Smartwatch (2013).

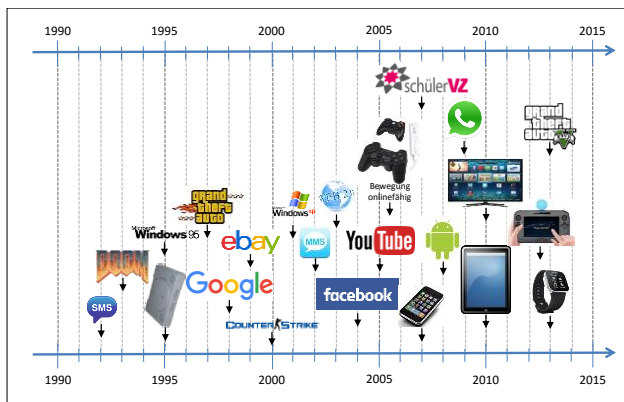


Abbildung 1. Meilensteine relevanter (technischer) Entwicklungen 1990 bis 2015.

In Abbildung 2 ist die Ausstattung von Jugendlichen mit eigenen Mediengeräten für die Jahre 1986 bis 2015 abgetragen. Datengrundlage für die Abbildung waren zum einen die JIM-Studien des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest (Ebert et al. 2011; Feierabend et al. 2010, 2012, 2014a; Feierabend und Klingler 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003; Feierabend et al. 2014b, 2015; Feierabend und Rathgeb 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009) sowie für das Jahr 1986 der achte Jugendbericht des Deutschen Jugendinstitutes (Bonfadelli 1990) und für das Jahr 1990 die Schülerstudie '90 (Behnken et al. 1991). Von 1986 bis 2015 sind für alle abgetragenen Medien, mit Ausnahme der Fernsehgeräte im Jugendzimmer, für welche die Ausstattungsquote über die Jahre um die 60 Prozent schwankt, starke Zunahmen zu beobachten. Die „Erfolgsgeschichten“ von Medien zeigen sich insbesondere an der Ausstattung mit Handys und Smartphones. Für das Handy stiegen die Ausstattungsquoten innerhalb von sechs Jahren von 8 auf 60 Prozent; das Smartphone erreichte eine Ausstattungsquote von über 90 Prozent innerhalb von nur 5 Jahren. Auch bei Tablet-PCs ist eine rapide Zunahme unter Jugendlichen zu beobachten.

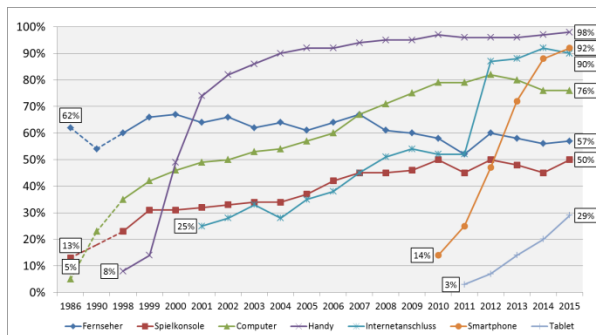


Abbildung 2. Medienausstattung in Jugendzimmern 1990 bis 2015.

Stand der Medienwirkungsforschung von 1990 bis 2015

Die möglichen Auswirkungen der Nutzung gewalthaltiger Medien auf unterschiedliche Konstrukte, wie zum Beispiel aggressive Gedanken,

Handlungen und delinquentes Verhalten, unterliegen seit vielen Jahren einer intensiven internationalen Debatte, welche oft an den beiden Polen „*Mediengewalt führt zu gewalttätigem Verhalten*“ und „*Mediengewalt führt nicht zu gewalttätigem Verhalten*“, verharrt; beide verfehlen in ihrer alleinigen Ausprägung sicher das Bild (Elson und Ferguson 2014; Krahé 2014). Vernachlässigt wird zudem allzu gerne, dass man um ein komplexes Konstrukt wie gewalttätiges Handeln erklären zu können, auch einen vergleichbaren komplexen multifaktoriellen Erklärungsrahmen zu Grunde legen muss (Eisner und Ribeaud 2006; Ribeaud und Eisner 2010).

Betrachtet man die Studienlage der letzten Jahre 25 Jahre zum Thema Gewaltmedien und ihre Wirkung, kann man unabhängig von der Interpretation dieser Ergebnisse eigentlich einen vergleichbaren Grundtenor entnehmen, wobei sich das zu untersuchende Spektrum an Einflussgrößen und Wirkungsbereichen vergrößert hat und sich das Bild immer differenzierter ausgestaltet. Früher lag der Fokus auf Fernsehgewalt und (Horror-)Videos; in den letzten Jahren geht es zunehmend darum, ob und wie stark sich insbesondere die Nutzung gewalthaltiger Computerspiele auswirkt. Lag der Fokus zu Beginn der 90er Jahre noch eher auf den Auswirkungen von Gewaltmedien auf Gewaltverhalten, rücken nunmehr die Auswirkungen auf prosoziales Verhalten und Empathiefähigkeit stärker in den Vordergrund.

Für den Zeitraum von 1957 bis 1990 berichten Paik und Comstock (1994) in ihrer Metanalyse mit 217 empirischen Studien einen mittleren Zusammenhang zwischen Fernsehgewalt und Gewaltverhalten von $r = .31$ bzw. einem Cohen's $d = .65$; die Stärke des Zusammenhangs war jedoch deutlich mit der abhängigen Variablen verbunden, mit den schwächsten Effekten für explizites Gewaltverhalten (siehe auch Huesmann et al. 2003; Huston und Wright 1998; Johnson et al. 2002; Kunczik und Zipfel 2004).

“We find a positive and significant correlation between television violence and aggressive behavior, albeit to varying degree depending on the particular research question....Erotica emerges as a strong factor

even when it is not accompanied by portrayal of violence. Additionally, the effect of television violence on the antisocial behavior of boys and girls is found to be marginally equal in surveys”. (Paik und Comstock 1994, S. 516)

“All types of aggressive behavior, including criminal violence and other illegal activities, have highly significant, albeit, in some cases, small magnitudes of effect size associated with exposure to television...The findings obtained in the last decade and a half strengthen the evidence that television violence increases aggressive and antisocial behavior, this is to a degree, depending on the choice of the variables considered” (Paik und Comstock 1994, S. 538)

Mitte der 2000er hat sich die Gewaltmedienwirkungsforschung insofern weiterentwickelt, dass das, was Mitte der 90er Jahre für Fernsehen und Video formuliert wurde, auch seine Geltung für Computerspiele beanspruchen kann (Gentile und Stone 2005). Es wird dabei anerkannt, dass Gewaltmedien einer von mehreren Faktoren im Wirkgefüge sind, welcher aber gut gewaltpräventiv beeinflusst werden kann.

“We feel that it is fair to consider violent video games (and media violence in general) as one risk factor for aggressive behavior. They are not the only risk factor for aggression, nor are they the largest risk factor. However, they appear to be a significant risk factor when one considers the large number of children exposed to them. Furthermore, among the dozens of documented risk factors for aggressive behavior, media violence is unique in that it is the risk factor that is most easily controlled.” (Gentile und Stone 2005, S. 351)

Im Jahr 2015 liegen mehr als 15 Meta-Analysen zum Thema vor, wobei die Erkenntnisse der vorangegangenen Jahre zum einen bestätigt und gestärkt werden und zum anderen das Bild weiter ausdifferenziert wird. Gewalthaltige Medien erhöhen die Wahrscheinlichkeit von aggressivem und gewalttätigem Verhalten direkt sowie indirekt über ihre Wirkung auf bekannte Einflussgrößen, wie z.B. die Zustimmung zu gewaltlegitimierenden Normen oder eine *hostile attribution bias*.

“Hundreds of scientific studies involving hundreds of thousands of participants and a wide range of empirical methods have investigated the effects of exposure to violent media. The studies show that: In experimental studies, even brief exposure to media can cause desensitization to real-world violence, increases in aggressive thoughts, feelings, and behaviors, and decreases in empathy and helping behavior... Longitudinal research...rule out plausible alternate explanations to these findings (for example, that the association between media violence and aggressive behavior is entirely the result of inherently aggressive people chasing more violent media). Media violence exposure is linked with physically hurting others, using words to hurt others, and deliberately damaging the relationships of others. Links have been found between violent media exposure and “real-world” violent behaviors such as assault, intimate partner violence, robbery, and gang fighting.” (Anderson et al. 2015, S. 4–5)

Zwar decken sich die Ergebnisse der verschiedenen Metaanalysen in Höhe, Richtung und Bedeutsamkeit der gefunden Effekte, dennoch kommen verschiedene Forscher, wie bereits oben erwähnt, zu unterschiedlichen und manchmal auch sich diametral gegenüberstehenden Schlussfolgerungen. Oft wird, um den Gewaltmedien eine generelle Wirkungslosigkeit zu attestieren auf die multifaktorielle Bedingtheit von Gewaltverhalten rekurriert. Nach Ansicht des Autors muss jedoch von einem negativen (kausalen) Zusammenhang zwischen Gewaltmediennutzung und Variablen der „Gewalt“ in einem insgesamt multifaktoriellen Beziehungsgeflecht ausgegangen werden, wobei sich dieser im kleinen bis mittleren Bereich bewegt (Möble 2012).

Abgeleitete Handlungsfelder und Programme 1990 bis 2015

Es verwundert insofern nicht, dass angesichts der selbst unter den Medienwirkungsforschern beobachteten Uneinigkeit der Interpretation dieser Forschungsergebnisse, insbesondere zu Beginn der 1990er – einer Zeit also in der die Befundlage zwar vom Ergebnis her vergleichbar zu heute, aber noch nicht so umfangreich war – eine besondere Heraus-

forderung darin lag, auf Grundlage dieser Forschungserkenntnisse klare Handlungsfelder für medienpädagogisches und medienpräventives Handeln zu benennen. So zieht der Kommunikationswissenschaftler Michael Kunczik in seiner Monographie „Gewalt und Medien“ aus dem Jahr 1986, zum Beispiel folgendes abschließendes Resümee: „Beim derzeitigen Stand der Forschung besteht zur Panik nicht der geringste Anlaß. Medienpolitisch wesentlich bedeutsamer und für die Gesellschaft um ein vielfaches wichtiger als die möglichen negativen Effekte von Fernsehgewalt ist für die öffentlich-rechtlichen Anstalten, daß sie sich ihre Unabhängigkeit von politischen Pressionen und zensorischen Beeinflussungsversuchen wahren.“ (Kunczik 1987, S. 188) Vergleichbar formuliert die Medien- und Kommunikationswissenschaftlerin Brigitte Hipfl 1991 im Herausgeberwerk „Neue Medien – Neue Pädagogik? Ein Lese- und Arbeitsbuch zur Medienerziehung im Kindergarten und der Grundschule“, erschienen bei der Bundeszentrale für politische Bildung: „Da die Wirkungsforschung keine eindeutigen Antworten geben kann, ist es auch so schwierig, Vorschläge für ‚richtiges‘ erzieherisches Handeln zu machen. Hilfreich ist auf jeden Fall, sich zu vergegenwärtigen, daß das Interesse an gewalttätigen Inhalten auf verschiedenen Gründen beruhen kann, die jeweils auch unterschiedliche erzieherische Interventionen verlangen.“ (Hipfl 1991, S. 134)

Blickt man in das Jahr 2015, spiegelt sich die für die Medienwirkungsforschung beschriebene Entwicklung auch in den abgeleiteten Handlungsfeldern wider, die Schwierigkeit einer wissenschaftlichen Fundierung ist eigentlich nicht mehr gegeben. Dieser beobachtete Wandel zeigt sich ganz gut in einem weiteren Zitat von Michael Kunczik aus dem Jahr 2013 – also nach 26 weiteren Jahren Gewaltmedienwirkungsforschung:

„Insgesamt sprechen die Forschungsbefunde dafür, dass es weder gerechtfertigt ist, Mediengewalt zum Sündenbock für das Auftreten von Gewalt in der Gesellschaft zu machen noch ihre Folgen zu verharmlosen. Angebracht ist eine differenzierte Betrachtung des Gefährdungspotenzials verschiedener Inhalte und verschiedener Risikogruppen. Bisherige Befunde lassen es dabei angeraten erscheinen, trotz der aktu-

ellen Fokussierung auf Computerspiele violente Film- und Fernsehhalte nicht aus dem Blickfeld zu verlieren.“ (Kunczik und Zipfel 2013, S. 301–302)

Trotz der teilweisen Schwierigkeit der wissenschaftlichen Fundierung gewaltmedienpräventiven Handelns zu Beginn der 1990er, unterschieden sich die benannten Akteure und Handlungsfelder für gewaltmedienpräventives Handeln über die Jahre nicht. Lag der Schwerpunkt früher auf Sexualität, Fernsehgewalt und (Horror-)Videos, geht es in den letzten Jahren zunehmend um die Nutzung gewalthaltiger Computerspiele. Aber auch die neuen „Cyberphänomene“, wie Cyberbullying oder Cybermobbing, spielen eine immer wichtigere Rolle. Neben der Verhinderung oder der Verminderung aggressiven und gewalttätigen Verhaltens treten als Ziele vermehrt auch explizit die Stärkung prosozialen Verhaltens und von Empathiefähigkeit in den Vordergrund.

Als wichtige Akteure wurden und werden, neben den notwendigen gesetzlichen Rahmenbedingungen (siehe auch unten), die Kinder und Jugendlichen selbst, deren Eltern, (Medien-)pädagogen und Erzieher sowie die Medienindustrie selbst betrachtet. Kinder und Jugendliche sollen ihre eigene Mediennutzung reflektieren und kontrollieren lernen, über mögliche alternative Freizeitmöglichkeiten informiert werden und in ihrem Selbstbewusstsein gestärkt werden (vgl. Ebbert 1994; Möller und Krahe 2013). Eltern, (Medien-)pädagogen und Erzieher sollten sich für die Konsumgewohnheiten der Kinder und Jugendlichen sowie deren Hintergründe interessieren, eigenes Handeln kritisch prüfen, und über die Wirkung von (Gewalt-)mediennutzung informiert sein (vgl. Ebbert 1994; Möller und Krahe 2013; Hipfl 1991). Die Medienindustrie soll über die Ausstrahlung medienkritischer Programme bzw. aggressionskritischer und prosozialer Programme (heutzutage auch Computerspiele) in die Pflicht genommen werden (vgl. Anderson et al. 2015; Brunner 1994).

Möchte man die Wirksamkeit von Präventionsprogrammen der letzten 25 Jahre im Bereich der Gewaltmediennutzung beurteilen, finden sich in der Literatur trotz einer breiten Anzahl an Studien, die einen Zusam-

menhang zwischen Gewaltmediennutzung und „Gewalt“ nachweisen konnten, nur wenige kontrollierte Evaluationsstudien (Möller und Krahe 2013). Medieninterventions- und Medienpräventionsprogramme, für welche positive Interventionseffekte berichtet wurden, können dabei grundsätzlich in zwei Gruppen unterteilt werden: Programme mit dem Ziel Gewaltverhalten zu verhindern oder zu reduzieren sowie Programme zur Förderung des Gesundheitsverhaltens. Letztere sollen an dieser Stelle nicht thematisiert werden (siehe zum Beispiel Möhle 2012).

Nach den Hauptbeteiligten, über deren Vermittlung diese Ziele bei den Kindern und Jugendlichen erreicht werden sollen, lassen sich die verschiedenen Programme nach Cantor und Wilson (2003) in drei Bereiche unterteilen: Eltern oder andere Erziehende (im Kontext von Maßnahmen der häuslichen Mediennutzung), Lehrkräfte (im Rahmen von schulbasierten Maßnahmen) sowie die Medien selbst (Maßnahmen die Interventionsziele über die Massenmedien verbreiten). Gemeinsam ist den verschiedenen Interventionsstrategien, dass mittels Verhaltenstrainings oder mittels verschiedener Verhaltensrichtlinien (Fernsehzeitlimits oder Reduktion von Mediengewaltinhalten) Medienkompetenz gefördert oder problematisches Verhalten verhindert werden soll (vgl. Kleimann 2011; Kunczik und Zipfel 2004).

Für alle drei Bereiche liegen Forschungsergebnisse vor, welche einen bedeutsamen Interventionseffekt berichten können; Maßnahmen aus dem Bereich der Medien selbst sowie elterliche Medienerziehungsprogramme kämpfen aber oft mit dem Problem der externen Validität:

- Für **medial vermittelte** Anti-Gewalt-Botschaften – vor allem für Programme welche eindeutige Botschaften enthalten und das Leiden der Opfer thematisieren – können nur kurzzeitige Veränderungen von gewaltbezogenen Einstellungen bzw. eine größere Empathie bezüglich des Leidens der Opfer beobachtet werden, nicht jedoch eine tatsächliche Verminderung des Gewaltverhaltens (Kunczik und Zipfel 2004).
- **Elterliche Strategien und Erziehungsbemühungen** konnten zwar in einigen experimentellen Studien gewaltbezogene Einstellungen

und gewaltbezogenes Verhalten von Kindern beeinflussen (vgl. Nathanson und Yang 2003; Nathanson 2004), im Setting des wirklichen Lebens ist eine erfolgreiche elterliche Einflussnahme jedoch an bestimmte Voraussetzungen gebunden: eine aktive elterliche Medienerziehung mit Reflektion der konsumierten Medieninhalte, einen hohen Bildungsstand der Eltern, eine dauerhafte Anwesenheit zu Hause, ein gutes elterliches Erziehungs- und Unterstützungsverhalten (insbesondere im schulischen Bereich), sowie ein hohes Bewusstsein für mögliche negative Medienwirkungen. Auch sind Maßnahmen in diesem Bereich umso effektiver, je jünger die Kinder sind (vgl. Mößle 2012; Möller und Krahe 2013; Kunczik und Zipfel 2006).

- Medieninterventions- und Medienpräventionsprogramme im **schulischen Kontext**, konnten vor allem dann Erfolge verzeichnen, wenn mehr als nur eine thematische Einheit durchgeführt wurde, und wenn dies wiederholt über einen längeren Zeitraum geschah (vgl. Rosenkoetter et al. 2004; Cantor und Wilson 2003). Schulische Programme, welche die Reflexion möglicher negativer Wirkungen einer Gewaltmediennutzung fokussierten, hatten zwar einen bedeutsamen Effekt auf das Gewaltverhalten der Schülerinnen und Schüler, konnten jedoch nicht deren Faszination für Gewaltmedien sowie die Nutzungshäufigkeit von Gewaltmedien bedeutsam beeinflussen (vgl. Mößle 2012; Rosenkoetter et al. 2004). Ferner gibt es Belege dafür, dass schulbasierte Maßnahmen, die allein eine Reduktion des täglichen Medienkonsums zum Ziel hatten, ohne Gewalt explizit zu thematisieren, ebenso das Gewaltverhalten der Schülerinnen und Schüler reduzieren konnten (vgl. Mößle et al. 2010; Robinson et al. 2001). Langfristige Effekte schulbasierter Medieninterventions- und Medienpräventionsprogramme sind somit immer auch abhängig davon, inwiefern das Mediennutzungsverhalten der Kinder und Jugendlichen langfristig verändert werden kann (vgl. Kleimann 2011).

Eines der wenigen im Kontrollgruppendesign evaluierten medienpräventiven Programme in Deutschland wurde von Ingrid Möller und Barbara Krahe (2013) entwickelt. Ihr gruppenbasiertes Trainingsprogramm

„Mediengewalt als pädagogische Herausforderung. Ein Programm zur Förderung der Medienkompetenz im Jugendalter“ für Jugendliche und deren Eltern zielt darauf ab, jugendlichen Gewaltmedienkonsum im Rahmen einer allgemeinen Verringerung der Bildschirmmediennutzung zu reduzieren, was wiederum durch eine Stärkung der Selbstregulationsfähigkeiten erreicht werden soll. Des Weiteren soll als ein weiteres Ziel eine kritische Auswahl von Medieninhalten bei den Jugendlichen erreicht werden. Beides soll die „normative Akzeptanz von Aggression und die Bereitschaft zu aggressivem Verhalten ... verringern“ (Möller und Krahe 2013, S. 12). In der Evaluationsstudie zeigten sich sieben Monate nach Beendigung des Programmes eine signifikant niedrigere Nutzung von Mediengewalt, positive Trainingseffekte auf die Förderung der Selbstregulationsfähigkeit, sowie eine geringere normative Akzeptanz von Gewalt sowie weniger aggressives Handeln, vor allem unter aggressiven Jugendlichen (Möller und Krahe 2013).

Zusammengefasst kommt insbesondere schulbasierten Präventionsprogrammen eine besondere Bedeutung zu, da diese zum einen die Möglichkeit bieten auch Gruppen zu erreichen, die sonst nicht von Präventionsprogrammen profitieren können, so zum Beispiel Kinder aus Familien mit niedrigem Bildungsniveau und geringer elterlicher Zuwendung. Zum anderen kann man sich in diesem Bereich auch mögliche Langzeiteffekte erhoffen.

Entwicklungen des Jugendmedienschutzes in Deutschland von 1990 bis 2015

Die begleitenden relevanten Änderungen des Jugendmedienschutzes in Deutschland von 1990 bis 2015 sollen zur weiteren Einordnung der Gewaltmedienprävention an dieser Stelle nur tabellarisch aufgeführt werden.

1988 **Rundfunkstaatsvertrag:** Im Fernsehen sind die Altersfreigaben der FSF zu beachten, d.h. Ausstrahlung von Filmen ab 16 erst nach 22 und Filmen ab 18 erst nach 23 Uhr.

- 1993 Gründung der **Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF)**: zunächst empfehlender Charakter der Altersfreigaben
- 1994 Gründung der **Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK)**: zunächst empfehlender Charakter der Altersfreigaben
- 1997 Gründung von **Jungenschutz.net**: zuständig für Jugendmedienschutz insbesondere im Internet
- 1997 Gründung der **Freiwilligen Selbstkontrolle Multimedia-Dienstleister e. V. (FSM)**: Beratung von Unternehmen und Beschwerdestelle für jugendschutzrelevante Inhalte im Internet
- 2003 **Jugendschutzgesetz (JuSchG)** und **Jugendmedienschutz-Staatsvertrag (JMStV)**: Zusammenführung der Gesetze zum Schutze der Jugend in der Öffentlichkeit und über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften und Medieninhalte zu einem einheitlichen Gesetz. Einheitliche Rechtsgrundlage für den Jugendschutz in den elektronischen Medien (z.B. Internet, Fernsehen, Hörfunk).
- 2003 Anerkennung der **FSF** als Einrichtung der Freiwilligen Selbstkontrolle
- 2003 Bindende Wirkung der Altersfreigaben der **USK**
- 2003 Gründung der **Kommission für Jugendmedienschutz der Landesmedienanstalten (KJM)**: Umsetzung des JMStV, Anerkennung und Kontrolle von Einrichtungen der freiwilligen Selbstkontrolle
- 2003 Anbindung von **Jugenschutz.net** an die **KJM**
- 2005 Anerkennung der **FSM** als Einrichtung der Freiwilligen Selbstkontrolle für den Bereich Telemedien
- 2010 gescheiterte Novellierung des JMStV
- 2011 Anerkennung von **FSK.online** als Einrichtung der Freiwilligen Selbstkontrolle für Webangebote
- 2014 Geplante Novellierung des JMStV

Aktuelle Diskussion und künftige Bedarfe

Gedanken zur aktuellen Diskussion finden sich bereits in der Darstellung der Entwicklung der Gewaltprävention im Bereich „Gewalt und

Medien“ im vorherigen Kapitel, weshalb diese nur noch einmal kurz angerissen werden sollen. Zunächst steht die Gewaltmedienprävention 2015, angesichts der noch immer währenden Debatte um die möglichen Auswirkungen der Nutzung gewalthaltiger Medien, teilweise vor der Schwierigkeit der wissenschaftlichen Fundierung gewaltmedienpräventiven Handelns; wenn auch die der Debatte zugrundeliegenden Forschungserkenntnisse diese Debatte eigentlich beenden müssten. Erschwerend kommt dabei hinzu, dass laut der Polizeilichen Kriminalstatistik seit 2007 ein stetiger Rückgang der Jugendgewalt zu verzeichnen ist. Vor dem Hintergrund dieser Zahlen und einer zunehmenden (Gewalt-)mediennutzung ist insofern die Notwendigkeit gewaltmedienpräventiven Handelns nicht immer einfach zu vermitteln. Vernachlässigt wird dabei aber oft, dass nach der aktuellen Forschungslage davon ausgegangen werden muss, dass Gewaltmedien vor einem komplexen Wirkgefüge eben nicht nur direkt gewalttätiges oder aggressives Verhalten beeinflussen, sondern auch verschiedene zugrundeliegende Bedingungsfaktoren; eine Fokussierung auf schwere Gewalt als zu beeinflussende Größe greift hier deutlich zu kurz. Darüber hinaus wird ein Gewalthandeln, welches gerade erst durch die technische Weiterentwicklung ermöglicht oder zumindest erleichtert wird, davon ausgenommen.

Wie lässt sich nun die Entwicklung der Gewaltmedienprävention von 1990 bis 2015 zusammenfassend bewerten? Was ist zu tun? Aufbauend auf den vorangegangenen Ausführungen können die folgenden Bedarfe formuliert werden:

1. Gewaltprävention im Bereich von Medien darf sich nicht nur auf eine inhaltlich problematische Nutzung entwicklungsbeeinträchtigender bzw. jugendgefährdender Medien fokussieren. Zum einen muss auch einer quantitativ problematischen Nutzung im Sinne einer suchtartigen Mediennutzung Rechnung getragen werden. Zum anderen müssen gewaltmedienpräventive Maßnahmen auf „neue“ Arten der Gewaltausübung reagieren, wie z.B. Cybermobbing oder auch Cybergrooming (aus der Opferperspektive), welche gerade erst durch die Weiterentwicklung und Verbreitung moderner Kom-

- munikationstechniken entstehen konnten; Erweiterung des Themenspektrums von der Gewalt in den Medien hin zur Gewalt, die durch Medien ausgeübt werden kann.
2. Um dieser Forderung gerecht zu werden und insbesondere um unabhängig von der rasanten technischen Weiterentwicklung zu werden, sollten sich zukünftige (gewalt-)medienpräventive Programme gerade eben weniger an den einzelnen Phänomenen, wie zum Beispiel Gewalt in Computerspielen, Cybermobbing oder Computerspielsucht, orientieren, sondern vielmehr versuchen gemeinsame zugrundeliegende Risiko- und Entstehungsfaktoren zu beeinflussen, wie zum Beispiel Selbstwert und Selbstbewusstsein, Empathiefähigkeit oder die Fähigkeit zur Stressbewältigung. Themenunspezifische, ressourcenorientierte Programme der Lebenskompetenzförderung, Life-Skills-Ansätze, scheinen hier insbesondere geeignet, da sie sich zum Beispiel auch als besonders wirksam im Bereich der Suchtprävention erwiesen haben, und somit als Allround-Prävention fungieren könnten.
 3. Im Rahmen des schulischen Kontextes, dem nach der Forschung vielversprechendsten Bereich, könnten derartige Programme leichter im Curriculum verankert werden als verschiedene spezifische Präventionsprogramme. Gekoppelt mit einem Ausbau der Angebote von Ganztagschulen könnte man auch Eltern aus einer benachteiligten sozialen Lage dabei helfen, ihren Kindern ein vielseitiges Angebot spannender und fordernder Freizeitangebote zu ermöglichen.
 4. Für eine wirksame (Gewalt-)medienprävention müssen die Elternhäuser, im Sinne des Settingansatzes, in die präventiven Maßnahmen miteinbezogen werden. Hierbei spielt die elterliche Medienerziehung sowie die elterliche Vorbildfunktion eine übergeordnete Rolle. Nur durch konzertierte Bemühungen der Elternschaft, von Lehrkräften oder ErzieherInnen sowie der Kinder und Jugendlichen selbst, kann ein langfristiger Erfolg erzielt werden. Die größte Schwierigkeit, das zeigen die Erfahrungen der vergangenen Jahre, dürfte darin liegen, die Eltern auch wirklich mit ins Boot zu bekommen; je jünger die Kinder desto einfacher dürfte dies noch gelingen.

5. Der gesetzlich geregelte Jugendmedienschutz steht vor zwei großen Herausforderungen. Zum einen muss die Frage der Entwicklungsbeeinträchtigung angesichts der medialen Weiterentwicklungen stets neu hinterfragt und für den gegebenen Kontext definiert werden. Muss beispielsweise das Abhängigkeitspotential von Computerspielen, unabhängig vom Gehalt an Gewalt, nicht auch als entwicklungsgefährdend eingestuft werden? Zum anderen muss für das Internet ein mach- und handhabbares Instrumentarium des Jugendmedienschutzes entwickelt werden, welches den Jugendschutz über Interessen der Medien(-industrie) stellt.
6. Im Bereich der Entwicklung und Evaluation von (gewalt-)medienpräventiven Programmen muss die Lücke an in längsschnittlichen Kontrollgruppenstudien evaluierten Programmen geschlossen werden. Nur über die Identifikation wirksamer Schlüsselkomponenten wirkungsvoller Maßnahmen, welche dann selbst wiederum im Rahmen der Weiterentwicklung zu überprüfen und zu evaluieren sind, kann eine Grundlage für eine Evidenzbasierung in der Praxis geschaffen werden. Dem Gedanken, dass das Rad nicht immer neu erfunden werden muss, steht dabei jedoch der gerechtfertigte und durchaus auch zielführende Pragmatismus verschiedener Präventionsbemühungen gegenüber.
7. Im Rahmen der Weiterentwicklung (gewalt-)medienpräventiver Programme sollte ein Bewusstsein für Schwierigkeiten und Fehlentwicklungen aus anderen Bereichen der Prävention vorhanden sein und Fehler der Vergangenheit sollten vermieden werden. Vor dem Hintergrund von Interessenskonflikten von durch Zigarettenhersteller finanzierten Programmen der Rauchprävention oder durch Alkoholhersteller finanzierten Programmen der Alkoholprävention (Landman et al. 2002; McCambridge et al. 2013), sollten Programme industrieunabhängig konzipiert und finanziert werden, gleichwohl medienpräventive Programme auch über eine Abgabe mitfinanziert werden könnten.
8. Angesichts der Ubiquität sowie der Alltäglichkeit von Gewalt in den Medien, sei es in Fernsehen, Internet oder Computerspielen, steht die Gewaltprävention im Allgemeinen hinsichtlich der Gesellschaft vor der Herausforderung, wie eine Diskussion zu Werten und

Normen, welche eben nicht nur auf einer Dichotomie (schadet vs. schadet nicht) verharret, angestoßen werden kann.

Literatur

Anderson, Craig A.; Bushman, Brad J.; Donnerstein, Edward; Hummer, Tom A.; Warburton, Wayne (2015): SPSSI Research Summary on Media Violence. In: *Analyses of Social Issues and Public Policy*, S. n/a-n/a. DOI: 10.1111/asap.12093.

Behnken, I.; Günther, C.; Kabat vel Job, O.; Keiser, S.; Karig, U.; Krüger, H.-H. et al. (1991): Schülerstudie'90. Jugendliche im Prozeß der Vereinigung: Weinheim: Juventa.

Bonfadelli, Heinz (1990): Freizeitverhalten von Kindern und Jugendlichen und Medienkonsum. In: Roland Eckert, Heinz Bonfadelli, Max Kaase, Rainer Treptow, Robert Sauter, Hans Schrödinger et al. (Hg.): *Lebensverhältnisse Jugendlicher*: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 81–147.

Brunner, Heinz-Rudi (1994): Gewalt, Medien und Gesellschaft. In: Jugendstiftung Baden-Württemberg (Hg.): *Medien und Gewalt. Theorie und Praxis. Praxishilfen der Jugendstiftung Baden-Württemberg*. Münster: Ökotopia Verlag, S. 19–35.

Cantor, J.; Wilson, B. J. (2003): Media and Violence. Intervention Strategies for Reducing Aggression. In: *Media Psychology* 5 (4), S. 363–403.

Ebbert, Birgit (1994): Aufwachsen im Medienschungel. In: Jugendstiftung Baden-Württemberg (Hg.): *Medien und Gewalt. Theorie und Praxis. Praxishilfen der Jugendstiftung Baden-Württemberg*. Münster: Ökotopia Verlag, S. 11–18.

Ebert, L.; Feierabend, S.; Karg, U.; Rathgeb, T. (2011): JIM-Studie 2011. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Stuttgart.

Eisner, M.; Ribeaud, D. (2006): The ‚Drug-Crime Link‘ from a Self-Control Perspective. An Empirical Test in Swiss Youth Sample. In: *European Journal of Criminology* 3, S. 33–67.

Elson, Malte; Ferguson, Christopher J. (2014): Twenty-Five Years of Research on Violence in Digital Games and Aggression. Empirical Evidence, Perspecti-

ves, and a Debate Gone Astray. In: *European Psychologist* 19 (gewalt-)medienpräventiven Programmen (1), S. 33–46.

Feierabend, S.; Karg, U.; Rathgeb, T. (2010): JIM 2010. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Stuttgart.

Feierabend, S.; Karg, U.; Rathgeb, T. (2012): JIM-Studie 2012. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Stuttgart.

Feierabend, S.; Karg, U.; Rathgeb, T. (2014a): JIM-Studie 2013. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Stuttgart.

Feierabend, S.; Klingler, W. (1998): JIM 98 - Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12 bis 19jähriger in Deutschland. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Baden-Baden.

Feierabend, S.; Klingler, W. (1999): JIM 99/2000 - Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12 bis 19jähriger in Deutschland. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Baden-Baden.

Feierabend, S.; Klingler, W. (2000): JIM 2000 - Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12 bis 19-Jähriger in Deutschland. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Baden-Baden.

Feierabend, S.; Klingler, W. (2001): JIM-Studie 2001 - Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12 bis 19-Jähriger in Deutschland. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Baden-Baden.

Feierabend, S.; Klingler, W. (2002): JIM-Studie 2002 - Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12 bis 19-Jähriger in Deutschland. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Baden-Baden.

Feierabend, S.; Klingler, W. (2003): JIM-Studie 2003 - Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12 bis 19-Jähriger in Deutschland. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Baden-Baden.

Feierabend, S.; Plankenhorn, T.; Rathgeb, T. (2014b): JIM-Studie 2014. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Stuttgart.

- Feierabend, S.; Plankenhorn, T.; Rathgeb, T. (2015): JIM-Studie 2015. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Stuttgart.
- Feierabend, S.; Rathgeb, T. (2004): JIM-Studie 2004. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12 bis 19-Jähriger in Deutschland. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Baden-Baden.
- Feierabend, S.; Rathgeb, T. (2005): JIM-Studie 2005. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverband. Baden-Baden.
- Feierabend, S.; Rathgeb, T. (2006): JIM-Studie 2006. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Stuttgart.
- Feierabend, S.; Rathgeb, T. (2007): JIM-Studie 2007. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12 bis 19-Jähriger in Deutschland. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Stuttgart.
- Feierabend, S.; Rathgeb, T. (2008): JIM-Studie 2008. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- 19-Jähriger. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Stuttgart.
- Feierabend, S.; Rathgeb, T. (2009): JIM-Studie 2009. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12 bis 19-Jähriger in Deutschland. Südwest, Medienpädagogischer Forschungsverbund. Stuttgart.
- Gentile, D. A.; Stone, W. (2005): Violent video game effects on children and adolescents. A review of the literature. In: *Minerva Pediatrica* 57 (6), S. 337–358.
- Hipfl, B. (1991): Gewaltdarstellungen im Fernsehen und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Kinder. In: Stefan Aufenanger (Hg.): *Neue Medien – Neue Pädagogik*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 123–135.
- Huesmann, L. R.; Moise-Titus, J.; Podolski, C. L.; Eron, L. D. (2003): Longitudinal relations between children's exposure to TV violence and their aggressive and violent behavior in young adulthood. 1977-1992. In: *Developmental Psychology* 39 (2), S. 201.
- Huston, A. C.; Wright, J. C. (1998): Mass media and children's development. In: I. E. Sigel und K. A. Renninger (Hg.): *Handbook of Child Psychology*. Vol. 4: Child psychology in practice. New York: Wiley, S. 999–1058.

Johnson, J. G.; Cohen, P.; Smailes, E. M.; Kasen, S.; Brook, J. S. (2002): Television viewing and aggressive behavior during adolescence and adulthood. In: *Science* 295 (5564), S. 2468–2471.

Kleimann, M. (2011): Medienlotsen gesucht! Konzeption und Evaluation einer Unterrichtseinheit zur Prävention problematischer Mediennutzungsmuster bei Schülerinnen und Schülern dritter bis fünfter Klassen im Rahmen des Berliner Längsschnitt Medien. Baden Baden: Nomos.

Krahé, Barbara (2014): Restoring the spirit of fair play in the debate about violent video games. A comment on Elson and Ferguson (2013). In: *European Psychologist* 19 (1), S. 56–59.

Kunczik, M.; Zipfel, A. (2004): Medien und Gewalt. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Osnabrück.

Kunczik, M.; Zipfel, A. (2006): Gewalt und Medien. Ein Studienhandbuch. Köln: Böhlau.

Kunczik, Michael (1987): Gewalt und Medien. Köln: Böhlau.

Kunczik, Michael; Zipfel, Astrid (2013): Mediengewalt in Film und Fernsehen. In: Henrike Friedrichs, Thorsten Junge und Uwe Sander (Hg.): Jugendmedienschutz in Deutschland, Bd. 22: Springer Fachmedien Wiesbaden (Medienbildung und Gesellschaft), S. 297–302.

Landman, A.; Ling, P. M.; Glantz, S. A. (2002): Tobacco Industry Youth Smoking Prevention Programs. Protecting the Industry and Hurting Tobacco Control. In: *American Journal of Public Health, Forum on Youth Smoking* 92 (6).

McCambridge, J.; Hawkins, B.; Holden, C. (2013): Industry Use of Evidence to Influence Alcohol Policy. A Case Study of Submissions to the 2008 Scottish Government Consultation. In: *PLoS Medicine* 10 (4), S. 1–6.

Möller, Ingrid; Krahé, Barbara (2013): Mediengewalt als pädagogische Herausforderung. Ein Programm zur Förderung der Medienkompetenz im Jugendalter: Hogrefe Verlag, zuletzt geprüft am 21.12.2015.

Möble, T. (2012): "dick, dumm, abhängig, gewalttätig?" Problematische Mediennutzungsmuster und ihre Folgen im Kindesalter. Ergebnisse des Berliner Längsschnitt Medien. Baden Baden: Nomos Verlag.

Möble, T.; Kleimann, M.; Rehbein, F.; Pfeiffer, C. (2010): Media Use and School Achievement - Boys at Risk? In: *British Journal of Developmental Psychology* 28, S. 699–725.

- Nathanson, A. I. (2004): Factual and Evaluative Approaches to Modifying Children's Responses to Violent Television. In: *Journal of Communication* 54 (2), S. 321–336.
- Nathanson, A. I.; Yang, M.-S. (2003): The Effects of Mediation Content and Form on Children's Responses to Violent Television. In: *Human Communication Research* 29 (1), S. 111–134.
- Paik, H.; Comstock, G. (1994): The effects of television violence on antisocial behavior. A meta-analysis. In: *Communication Research* 21, S. 516–546.
- Ribeaud, Denis; Eisner, Manuel (2010): Risk factors for aggression in pre-adolescence. Risk domains, cumulative risk and gender differences - Results from a prospective longitudinal study in a multi-ethnic urban sample. In: *European Journal of Criminology* 7 (6), S. 460–498. DOI: 10.1177/1477370810378116.
- Robinson, T. N.; Wilde, M. L.; Navracruz, L. C.; Haydel, K. F.; Varady, A. (2001): Effects of reducing children's television and video game use on aggressive behavior. A randomized controlled trial. In: *Archives of Pediatrics & Adolescent Medicine* 155, S. 17–23.
- Rosenkoetter, L. I.; Rosenkoetter, S. E.; Ozretich, R. A.; Acock, A. C. (2004): Mitigating the harmful effects of violent television. In: *Journal of Applied Developmental Psychology* 25 (1), S. 25–47.